



Miteinandersein





















Miteinandersein

Annäherung an eine verborgene transformative Kraft

Simon Julia Senft



›Gemeinschaft‹, ›Zusammenhalt‹, ›Miteinander‹ sind einige der am häufigsten benannten Schlagworte, wenn es um zukunftsfähige Dörfer und ländliche Regionen geht. Ob auf großen Veranstaltungen zu Themen der regionalen Transformation oder in kleinen Werkstätten und Gesprächsrunden in Dorfgemeinschaftshäusern: hunderte Moderationskarten, Post-its und digitale Wortwolken wurden bereits mit diesen Begriffen befüllt. In der Runde allseits zustimmendes Nicken. Gemeinschaft, Zusammenhalt und Miteinander sind Begriffe, die Assoziationen und Bilder wachrufen, die sich so schön warm nach Gemeinsamkeiten und Harmonie anfühlen. Es sind Begriffe, auf die jede*r das projizieren kann, was den eigenen Vorstellungen und Wünschen entspricht, ein Containerbegriff, auf den man sich sehr schnell einigen kann – gerade, weil zumeist keine genauere Verständigung darüber stattfindet, was eigentlich gemeint ist.

Fragen der Gemeinschaft spielen gerade wenn es um Fragen der Gestaltung von Transformation geht eine große Rolle. Wenn sich Ortschaften und Regionen den großen Fragen der Gegenwart stellen und endogen Lösungen dafür entwickeln wollen, ist es zentral, dass es Gruppen und Gemeinschaften gibt, die diese Entwicklungen gemeinsam voranbringen können.

→ 59

Grund genug einmal zu betrachten, wie Praktiken des Miteinanderseins aussehen, damit sie transformativ wirken können.

Durch die Begriffe wie ›Gemeinschaft‹ zeichnet sich das (Ideal-)Bild einer Gruppe an Menschen, die eng zusammenhält, sich mag, oder zumindest so gut miteinander auskommt, als dass die Gegenwart des jeweils anderen geschätzt wird. Man kennt sich, vielleicht schon seit der Kindheit, vielleicht haben sich auch die Großeltern schon gekannt. Und hier ist man auf dem besten Weg, insbesondere ländliche Gesellschaften als homogen, konsistent und in sich geschlossen, zu beschreiben, während im Gegensatz der urbane Charakter auf sozialer Heterogenität, unterschiedlichen Kontakten, Individualität und uneinheitlicher Kultur beruhe. Diese Zuschreibungen von polaren Extremtypen der Sozialität ist in der Forschungsliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts häufig benannt (Redepenning 2019: 319) und nach wie vor wird die Dorfgemeinschaft in öffentlichen Diskussionen und politischen Debatten als homogener Sozialraum konstruiert, der sich durch persönliche Nähe und hohe Vertrautheit auszeichnet (Schiemann et al. 2022: 25). Die Realität ist jedoch wesentlich komplexer, die Diversität und Pluralität der Lebensentwürfe, die auch in kleinen Ortschaften existent ist, wird häufig nicht genügend beachtet.

Stattdessen werden häufig die Geschichten von Menschen erzählt, die in Städte und Metropolen zogen, weil sie sich in ihrem Heimatort isoliert und fehl am Platze fühlten. Der Wunsch, nahe bei Menschen mit ähnlichen Vorstellungen, Ideen und Interessen, zu leben, kann – neben vielem anderen – ein Grund für einen Umzug in größere Orte sein. Dabei betrifft dies marginalisierte Gruppen in besonderem Maße, aber auch Menschen, die sich einer bestimmten Community zugehörig fühlen oder ein ungewöhnliches Hobby pflegen. Die kritische Masse an Personen, die es braucht, um eine Community z.B. aus queeren Menschen oder aus Personen, die eine Migrationsbiografie teilen, ins Leben zu rufen, ist in weniger dicht besiedelten Regionen schlichtweg schwerer zu erlangen. Dabei können diese Personen ebenso Dörfler im Herzen sein, die das Leben in weniger dicht besiedelten Regionen dem in der Stadt vorziehen würden. Wanderungsbewegungen zwischen ländlichen und urbanen Räumen gab es immer und sie werden immer Teil von Biografien sein. Gleichsam sind sie Ergebnisse von vielschichtigen Entscheidungsprozessen, die von den Akteuren nicht immer als final und definitiv beschrieben werden und auch in einem Sowohl-als-auch münden können.

Mobilität und Digitalisierung tragen zur Entscheidung, wo wir anderen Menschen begegnen, bei. Sie führen unter anderem dazu, dass unsere Leben räumlich entgrenzt sind. Ein Sozialleben außerhalb des Wohnortes ist für viele ohne Weiteres möglich. Außerdem haben wir die Option sozial zu sein, ohne uns physisch zu begegnen – die analogen Räume, in denen wir uns bewegen, wurden um digitale Räume erweitert, in denen Gemeinschaft

→ 37

ebenso stattfinden kann. Diese Entwicklung zieht Vor- und Nachteile für das lokale Miteinander nach sich. Einerseits ist man weniger auf die möglichen Sozialkontakte im eigenen Ort angewiesen – wo lokal keine passenden Orte oder Gruppen zum Miteinandersein gefunden werden, sind digitale Räume in der Lage diese wichtige Funktion ein Stück weit zu ersetzen. Andererseits können durch den Aufenthalt in digitalen Räumen auch die Verbindungen vor Ort und der Zusammenhalt verloren gehen. Es ist eher möglich nebeneinanderher zu leben und sich hinter den eigenen Gartenzaun zurückzuziehen. Gerade im großstädtischen Umland pendeln viele zur Arbeit, nicht wenige erledigen Besorgungen auf dem Weg. Menschen in ländlichen Räumen sind selbstverständlich mobil zwischen verschiedenen Orten und durch digitale Optionen zunehmend unabhängig von lokalen Einkaufs- und Freizeitangeboten. Zufällige alltägliche Begegnungen werden seltener und mit ihnen das empfundene Gemeinschaftsgefühl – ein Schmerzpunkt der viele, gerade in ländlichen Räumen, umtreibt.

Praktiken des Miteinanderseins

Wertschätzende soziale Kontakte und das Gefühl der Zugehörigkeit sind wichtig für unsere emotionale Gesundheit und unsere Lebensqualität. Dies tritt jedoch nicht automatisch ein, wenn wir in Gemeinschaften leben. Bereits 1887 hat der Soziologe Ferdinand Tönnies zwischen Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft als unterschiedliche Arten der Gemeinschaft differenziert, die auf jeweils unterschiedlichen Beziehungen basieren (Tönnies 2012 [1887]: 258). Die Analysen von Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer beschreiben zudem das empfundene Spannungsfeld in modernen Gesellschaften zwischen Gemeinschaft und Individuum, als ein Sozialitätsdilemma: Das Individuum verspürt die Sehnsucht nach Sicherheit im Zusammenleben, Orientierung und Gemeinschaft mit dem Zustand des Freiseins vereinbaren zu können. Der Mensch sucht nach »Verbündete[n] für seine Interessen, Kumpane[n] für seine Neigungen, Partner für seine Projekte, Komplementäre[n] seiner Leidenschaften« (Hitzler/Pfadenhauer 2010: 372 f.). Diese Bedürfnisse vermögen Traditionsgemeinschaften nicht zu erfüllen, folglich evoziert die Individualisierung andere Formen der Sozialität. Neue Vergemeinschaftungsangebote, die Hitzler und Pfadenhauer als posttraditionale Gemeinschaften bezeichnen, versprechen dem Einzelnen sowohl »ein Höchstmaß an individueller Freiheit als auch ein attraktives Zusammensein mit gleichgesinnten [sic!]<« (ebd.: 376). Diese Gemeinschaften entstehen, indem sich individualisierte Akteure entscheiden, sich zeitweilig oder längerfristig zu einer freiwilligen »sozialen Agglomeration und deren Geselligkeiten« zugehörig zu empfinden – z.B. in Szenen oder auf

Festivals. Sie konstituieren sich unter anderem durch ein kollektives Selbstverständnis, ein Zu(-sammen-)gehörigkeitsgefühl, welches sich von einem ›Nicht-wir‹ abgrenzt. Diese Abgrenzung erfolgt beispielsweise durch ein spezifisches Interesse oder Anliegen, eine von den Mitgliedern anerkannten Wertsetzung sowie geteilte Interaktions(zeit)räume (vgl. ebd.: 375, 376, 379).

Die Vergemeinschaftung an sich gibt jedoch keinen Aufschluss über die Qualität des Miteinanderseins in der jeweiligen Gruppe. Diese Qualitäten der Beziehungen werden unter anderem in den Diskursen rund um Konvivialität und Fürsorge (Care) thematisiert. Das *Care Collective* beschreibt in *The Care Manifesto* die Relevanz von lokalen sorgenden Gemeinschaften für das Individuum:

»[I]n order to really thrive we need caring communities. We need localised environments in which we can flourish: in which we can support each other and generate networks of belonging. We need conditions that enable us to act collaboratively to create communities that both support our abilities and nurture our interdependencies.« (Chatzidakis et al. 2020: 45)

In eine ähnliche Richtung steuert das *Konvivialistische Manifest*, welches von über 40 französischsprachigen Personen rund um den Soziologen Alain Caillé entwickelt wurde. Es unternimmt den Versuch, eine positive Vision des gemeinschaftlichen Lebens aller Lebewesen auf unserem Planeten zu zeichnen, und zeigt eine veränderte Gesamtperspektive, bei welcher es in erster Linie um die Qualität sozialer Beziehungen und die Achtung der Beziehung zur Natur geht. Hierfür wird der Begriff des »Konvivialismus (con-vivere, lat: zusammenleben) herangezogen« (Adloff/Leggewie 2014: 9). Unter Konvivialismus wird eine »Kunst des Zusammenlebens (.) [verstanden], die die Beziehungen und die Zusammenarbeit würdigt und es ermöglicht, einander zu widersprechen, ohne einander niederzumetzeln, und gleichzeitig für einander [sic!] und für die Natur Sorge zu tragen« (ebd: 47). In dieser »Gesellschaft der ›Fürsorglichkeit‹«, wird »die Arbeit für andere wert[ge]schätzt und diejenigen [ge]fördert, die sich Aufgaben der Fürsorge widmen« (ebd.: 57). The *Care Collective* betont dabei wiederum die Gegenseitigkeit von Fürsorge und Unterstützung, die in einer sorgenden Gemeinschaft angeboten wird. Es wird sowohl Sorge geleistet als auch empfangen (Chatzidakis et al. 2020: 47). Dabei geht es nicht darum, sich aufopferungsvoll um andere zu kümmern, sondern vielmehr darum, dass es einen kümmert, wie es den anderen geht. Es bedeutet füreinander Sorge zu tragen und individuell Verantwortung für sich und die Gemeinschaft zu übernehmen. In der Diskussion des *konvivialistischen Manifests* heben Frank Adloff und Volker Heins hervor, dass »das propagierte ›con-vivere‹ [...] nicht nur Toleranz, Kommunikation oder Anerkennung, sondern in erster Linie Zusammen-

arbeit [bedeutet]«. Das Manifest verschiebe somit »die Aufmerksamkeit von Haltungen auf Handlungen« (Adloff/Heins 2015: 15).

Sozialität wird in diesem Sinne praxeologisch gefasst und Praktiken des Miteinanderseins als solche beschrieben, die zum Ziel haben, spezifische Qualitäten von Beziehungen herzustellen. Sie umfassen vielfältige Praktiken des Gemeinsamen und der Solidarität, der Kooperation und Kollaboration. Hinter all diesen Praktiken steht die Suchbewegung wie, entsprechend den posttraditionalen Gemeinschaften, die Individualität und Unterschiedlichkeit wertschätzt und gleichsam Sicherheit und eine sorgende Gemeinschaft hergestellt werden kann.

Miteinandersein bedeutet sich selbst zu ermächtigen, sich gegenseitig zu stärken und dazu beizutragen, anderen Menschen das Miteinandersein zu ermöglichen. Das heißt beispielsweise auf Offenheit und barrierearmen Zugang zu achten, Menschen aktiv einzubeziehen, ihnen ein ehrliches Interesse entgegenzubringen und die vielfältigen Perspektiven wertzuschätzen und sichtbar zu machen. Es geht darum, einander einen Vertrauensvorschuss zu gewähren, statt sich zunächst mit Misstrauen zu begegnen und auch fehlerfreundlich, sprich: nachsichtig zu sein. Im besten Fall entstehen Beziehungen und Gemeinschaften, die konstruktiv mit Dissens umgehen und zusammen das Leben vor Ort, ebenso wie im Digitalen, gestalten.

Miteinandersein ist eine kollektive Praxis. Allein kann man nicht Miteinandersein. Es findet aber nicht nur in intimen Beziehungen, in familiären Kontexten und Freundschaften statt. Nachbarschaftshilfe ist beispielweise eine weit verbreitete, informelle Art der lokalen gegenseitigen Unterstützung, die eine Bandbreite an Menschen umfasst, die über Verwandtschaftsnetzwerke hinausgeht (Chatzidakis et al. 2020: 45, 47).

Die Konvivialisten betonen, dass es »Kooperation auch unter Fremden geben kann, die nur in geringem Maße über einen gemeinsamen Werte- und Normenkanon verfügen. Kooperation kann also aus sich heraus entstehen und bedarf längst nicht immer vorgängiger Gemeinsamkeiten.« (Adloff/Heins 2015: 15)

Miteinandersein kann in allen unseren Beziehungen sowie lokalen und digitalen Netzwerken gelebt werden. Dabei sind diese Praktiken kommunitär, sie entfalten ihre Wirkung nur, wenn sie von allen, die sich dieser Gemeinschaft als Zugehörig fühlen, gelebt werden. Manchmal genügt eine Person, die sich nicht entsprechend den Verhaltenserwartungen verhält, um eine Gemeinschaft zu demontieren. Daher müssen Praktiken des Miteinanderseins kontinuierlich gelebt, befördert und verteidigt werden. Zum Miteinandersein gehört, stetig am Miteinander zu arbeiten, gemeinsam Regeln auszuhandeln und deren Einhaltung umzusetzen. Ein konviviales Miteinandersein ist kein

Zustand, der einmal erreicht wird und fortan besteht. Man kann nicht passiv Miteinandersein, alle müssen etwas einbringen. Dabei kann die eingebrachte Energie – auch über die Zeit hinweg – variieren.

→ 59 Miteinandersein umfasst vielfältige Praktiken, es kann sowohl handlungs- als auch diskursorientiert sein. Beispielsweise kann gemeinsam etwas hergestellt werden oder es steht der verbale Austausch über Themen und Erfahrungen im Vordergrund. Kontextspezifisch können Praktiken des Miteinanderseins unterschiedliche, variierende Handlungen umfassen und vielfältige Formen ausbilden sowie an verschiedensten Orten stattfinden.

In vielen Orten gibt es Menschen, die Optionen erkennen und das Miteinandersein im Ort fördern. Sie leben entsprechende Praktiken vor, stellen Räume zur Verfügung, organisieren Treffen, investieren Zeit, Energie und auch Geld, damit Menschen zusammenkommen können und miteinander sein können. Diese Menschen sind wichtige Säulen in lokalen wie digitalen Gemeinschaften. Sie sind Gastgebernde und schaffen Anlässe für Begegnungen. Diese müssen gar nicht so besonders sein: Beim Kochen, Essen, Tanzen oder Karten spielen begegnet man sich, gerät in den Austausch, entdeckt gemeinsame Schnittmengen, Positionen und Interessen. Akteure die in digitalen Räumen wirken, indem sie Austauschformate initiieren, bieten eine Plattform für das Teilen von Informationen und Erfahrungen, moderieren Diskussionen und vernetzten Menschen auch über große Distanzen.

Miteinandersein kann an vielen Orten stattfinden: nicht nur im Vereinsleben, an Stammtischen oder auf Dorffesten, auch beim gemeinsamen Wandern, Spielen von Online-Multiplayer-Games und Austausch in der dorf-internen Messenger Gruppe. Die Aktivitäten bei denen Menschen Praktiken des Miteinanderseins leben, sind vielfältig und finden potenziell in allen interpersonellen Räumen statt. Dies umfasst sowohl physische als auch digitale Räume.

Miteinandersein vor Ort

Die sozialen Beziehungen am Wohnort besitzen für das Selbstverständnis und die Praktiken der Bewohner*innen ländlicher Räume eine alltagsweltliche Bedeutung (Schiemann et al. 2022: 28). Menschen beschreiben sich in Bezug zur Gemeinschaft, ziehen sie als Identifikationsmerkmal heran und stehen durch Alltagspraktiken – wie der Annahme von Paketen oder dem gegenseitigen (nicht) Grüßen – mit ihr in Beziehung. In den Orten und Nachbarschaften treffen sich Menschen unintendierte in Räumen mit hohem Begegnungspotenzial, etwa in Läden, an Badeseen, im Café oder an der Schule. Diese »[...] Gelegenheiten zur Begegnung [sind] eine Grundlage, um das Wissen übereinander

sowie Interaktionen und Beziehungen überhaupt erst zu ermöglichen bzw. aufrechtzuerhalten« (ebd.: 29). Umso größer sind die Konsequenzen für Orte, an denen diese Gelegenheiten limitiert sind. Wo es keine öffentlichen, dritten und sozialen Orte gibt, entstehen folglich auch weniger Alltagsbegegnungen. Dann werden die expliziten Anlässe zum Miteinandersein wichtiger. Bei Aktivitäten wie dem gemeinsamen Musizieren, Selbermachen, Sporttreiben oder einfach beim Plaudern steht die soziale Nähe und die empfundene Zugehörigkeit zu einer Gruppe für viele im Vordergrund.

Sich zu gemeinsamen Aktivitäten zu treffen oder sich als Verein zusammenzuschließen, bedeutet jedoch nicht automatisch, in einem konvivialen Sinne miteinander zu sein. Ein Vereinsvorstand kann beispielsweise Entscheidungen hierarchisch treffen und Mitglieder sowie Ressourcen vor allem verwalten. Der Verein hat jedoch auch die Möglichkeit, das Vereinsleben im Sinne des Miteinanders zu gestalten und eine demokratische Kultur zu leben, die Mitglieder aktiv bei Entscheidungen miteinbezieht, zur Mitgestaltung anregt und auch den Jüngsten Gehör schenkt. Initiativen und lose Gruppen können aus Menschen bestehen, die ähnliche Perspektiven teilen, unsolidarisch Handeln, sich bewusst gegenüber anderen abgrenzen und neuen Mitgliedern gegenüber unaufgeschlossen sind. Dabei ist die Exklusivität von Gruppen ein ambivalenter Aspekt: Einerseits wird Menschen der Zugang verwehrt, andererseits kann der Ausschluss von Personengruppen gleichsam eine Voraussetzung sein, um Räume, in denen Miteinandersein gelebt wird, zu ermöglichen und zu schützen. In allen Fällen gilt es genau hinzusehen und die individuellen Möglichkeiten zu sondieren, was man zum Miteinandersein beitragen kann.

Anne Dawah schafft mit den Kochabenden in ihrem neuen Heimatort Roding einen solchen Raum. In der 12.500 Einwohner*innen großen Gemeinde gibt es viele internationale Firmen, und so auch viele Arbeitskräfte, die aus allen Teilen der Welt in die oberpfälzische Provinz gezogen sind. Auch sie und ihr Mann sind 2010 der Arbeit wegen nach Roding gekommen. Kurz danach – 2013 – gründete sie den *Multikulti-Integrationsverein Roding e.V.*. Damit Roding nicht nur Arbeitsort, sondern auch Heimat wird, so die gebürtige Kamerunerin, schafft sie Anlässe, um sich über das gemeinsame Kochen und Essen kennenzulernen. Auch die ›Bayer*innen‹ einzubeziehen ist ihr dabei besonders



Anne Dawah

Anne Dawah interessiert sich für andere Kulturen. Der Austausch mit Menschen aus unterschiedlichen Herkunftsländern ist ihre Leidenschaft. Sie zeigt anderen gerne den Weg, damit diese sich nicht immer als Fremdkörper fühlen. Außerdem liest und reist sie gerne, um die Welt besser kennenzulernen.

miv-roding.de

wichtig. »Wenn die Einheimischen nur vorbeikommen und schauen, dann sind die Neuen auch wieder nur unter sich. Nur miteinander kann Integration funktionieren«, gibt sie zu bedenken. Einmal im Monat treffen sie sich: die ›Ureinwohner‹, Zugezogenen aus aller Welt und die neu angekommenen Geflüchteten aus der Ukraine. Beim internationalen Koch-Stammtisch gibt es jedes Mal ein Gericht aus einer anderen Nation, selbstverständlich von denjenigen zubereitet, die es am besten kennen. Alle anderen kochen mit und lernen so neben ihren Nachbar*innen auch neue Zutaten und Gerichte kennen. Warum gerade ein Koch-Stammtisch? »Na weil gemeinsam Kochen und Essen so schön verbindet, da kann jede*r mitmachen.« Doch beim gemeinsamen Essen blieb es nicht. Anne Dawah, die bereits mit ähnlichen Projekten in Österreich Erfahrungen gesammelt hatte, ist mit ihrer Mission, den Dialog und das gegenseitige Kennenlernen zu fördern, in vielen Räumen unterwegs. Sei es bei der *Multikulti-AG* in der Schule oder wenn sie Kulturabende veranstaltet, bei denen beispielsweise junge Erwachsene von ihren Reisen erzählen oder die Rödinger von der Geschichte der Region. Einige der internationalen Firmen haben inzwischen den Standort aufgegeben – die Menschen aber sind geblieben und haben mit ihren Läden, Restaurants und Kulturveranstaltungen etwas internationales Großstadtfair in die beschaulichen Dörfer nahe der tschechischen Grenze gebracht.

Räume und Anlässe zur Begegnung, wie Anne Dawah sie schafft, besitzen eine besondere Relevanz für Menschen, die beispielsweise neu hinzugezogen sind oder andere Bedürfnisse im Kontakt mit anderen haben. Sie besitzen eine sozialintegrative Wirkung, die gerade an Orten, in denen Menschen mit diversen Biografien und Lebensentwürfen leben, die Überwindung von Fragmentierung und den Zusammenhalt fördert.

Miteinandersein in digitalen Räumen

Egal wo wir sind, in digitalen Räumen können wir Menschen mit ähnlichen Interessen und Vorstellungen finden, mit denen wir uns vergemeinschaften können. Die Digitalisierung und das Internet 3.0 ermöglicht es orts- und zeitunabhängig miteinander im Austausch zu sein. Es ermöglicht zudem verschiedene Grade der Interaktion mit anderen. Man kann sich informieren, in Blogs lesen, Podcasts hören. In Foren, sozialen Medien und digitalen Veranstaltungen kann man mitdiskutieren und die eigene Perspektive einbringen. Wer mag, kann selbst Inhalte produzieren und dabei Themen setzen und Diskurse beeinflussen. Darüber hinaus können, im Sinne des Miteinanderseins, (eigene) Formate und Räume genutzt werden, um anderen ein Podium zu bieten und deren Positionen in der öffentlichen Wahrnehmung zu stärken.

Das Verbindende in digitalen Räumen ist zumeist ein geteiltes Thema. Wobei der vergleichsweise einfache Zugang zu Informationen und die Anonymität die Barriere zur Teilnahme senkt. Wer sucht, findet über Schlüsselbegriffe zu fast jedem Interessensgebiet eine digitale Community: von regenerativer Landwirtschaft, speziellen Handwerkstechniken oder Strategien zur Transformation von Regionen, bis hin zu persönlichen Fragen der Identität, Spiritualität oder Bewältigung von herausfordernden Lebensphasen. Auch wenn gesamtgesellschaftlich betrachtet das ein oder andere Thema ein Nischenthema ist – in der Reichweite des digitalen Raums bildet sich dennoch eine Gruppe, für die gerade dieses Thema eine besondere Relevanz besitzt. In digitalen Räumen findet sich Platz für die Verhandlung von Themen, die in der lokalen Gemeinschaft unter Umständen kaum präsent sind. In diesen Räumen des Miteinanderseins finden sich Menschen zusammen, für die es wichtig ist diese Themen zu besprechen und zu verhandeln. Daraus können translokale Verbindungen und starke Netzwerke entstehen, die sich gegenseitig unterstützen und für das Individuum auch bei negativen Erfahrungen ein soziales Auffangnetz bilden. Dies stärkt insbesondere marginalisierte Gruppen, wie queere und migrantische Communities, die im Alltag Diskriminierung erfahren. Aber auch Landwirt*innen, Landaktivist*innen oder Bürgermeister*innen profitieren vom Austausch in starken überregionalen Gemeinschaften.

Digitale Räume können jedoch auch exklusiv sein und Praktiken des Miteinanderseins ablehnen. Indem sich die Mitglieder beispielsweise gegenüber Neuen verschließen, vielfältige Meinungen unterdrücken und die Macht von bestimmten Personen oder Gruppen befördern. Bestimmte visuelle und Sprachcodes bestimmen vielfach über die Zugehörigkeit zur Gruppe. Hassrede und Ausschluss durch Administrator*innen können unerwünschte Perspektiven aus digitalen, öffentlichen Räumen verdrängen und unsichtbar machen. Dies bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass digitale Räume des Miteinanderseins radikal inklusiv sein müssen. Gemeinschaften, die bestimmte Räume für sich beanspruchen, um Praktiken des Miteinanderseins zu leben, können die Bedingungen miteinander aushandeln und Verhaltensregeln aufstellen. In vielen Foren, Messenger-Gruppen oder Chaträumen gibt es eine niedergeschriebene, sogenannte »Netiquette«, in anderen Räumen besteht lediglich eine implizite Annahme über einen Verhaltenscodex, ohne explizite Vereinbarung.

Digitale und analoge Räume sind nicht voneinander getrennte, klar abgrenzbare Sphären. Sie stehen in einer Wechselbeziehung zueinander. Digitale Kommunikationsräume und Medien wirken zurück in die Gemeinschaften vor Ort. Jede Person, die Anschluss zu digitalen und analogen Gemeinschaften hat, stellt eine kommunikative Brücke dar. So kann die Repräsentation



Fabian Schrader

Fabian Schrader interviewte im Podcast *Somewhere Over The Hay Bale* in 40 Folgen queere Menschen, die auf dem Land groß geworden sind oder im ländlichen Raum leben – für mehr Lebensrealitäten, Erfahrungen und Perspektiven jenseits des queren Lebens in den großen Städten. Fabian, Jahrgang 1990, ist selbst in einem Dorf in Sachsen-Anhalt groß geworden und hat mit dem Podcast die Geschichten vollwertigen queeren Lebens gefunden, die er selbst damals auf dem Land hätte hören wollen. Fabian lebt mittlerweile in Berlin und arbeitet als Theaterpädagoge und Bildungsreferent.

linktr.ee/somewhereoverthehaybale

bestimmter Perspektiven und Diskurse in digitalen Räumen die lokalen Gemeinschaften beeinflussen und verändern, genauso wie die analog gemachten Erfahrungen die digital geführten Diskurse verändern.

Fabian Schrader beispielsweise spricht in seinem Podcast *Somewhere Over The Hay Bale* mit queeren Menschen, die auf dem Land leben oder dort gelebt haben. Er bietet einen digitalen Raum, um diesen Personen und ihren Geschichten und Gedanken eine Öffentlichkeit zu bieten und ein Initial für Austausch und Vernetzung zu setzen. Das Medium Podcast ermöglicht dabei verschiedene Grade der Interaktion. Vom unsichtbaren Zuhören über Kommentieren bis hin zum Erzählen der eigenen Geschichte. Die Perspektiven und Positionen dieser Gruppe sind für diejenigen, die sich in einer vergleichbaren Lebenssituation befinden, von essenzieller Relevanz und können biografieverändernd wirken. Schrader selbst kannte queeres Leben während seines Auswachsens im ländlichen Sachsen-Anhalt fast nur aus dem Fernsehen, es war immer weit weg von der eigenen Lebensrealität, so erzählt er. Das Fernsehen ließ jedoch keine Interaktion mit den Dargestellten zu, Rückfragen stellen oder in Dialog treten – unmöglich. Insofern blieb diese Welt für ihn etwas Abstraktes, das es in

seinem Wohnort nicht gab, also auch nicht sein konnte. Dabei gab und gibt es queeres Leben überall, auch abseits der Großstädte. Der digitale Raum ermöglicht einen Begegnungsraum und den Zugang zu Erfahrungsberichten, die bei der eigenen Identitätsfindung helfen können. Fabian Schrader geht es dabei nicht um Bekanntheitsgrad und Reichweite; wenn eine Folge bedeutsam für eine Person ist, hat es sich schon gelohnt. »Wenn dann ein junger, schwuler Landwirt, der in einer Folge von sich erzählt hat, auf dem Dorffest von einem Jugendlichen angesprochen wird, der ihn nach Rat fragt bei seiner eigenen Identitätsfindung – dann wurde schon viel bewegt.« Wenn solche Dinge passieren, verändert die Repräsentation und das Miteinandersein im digitalen Raum bestehende analoge Räume und schafft zum Teil auch neue. Wenn Jugendliche an einer Schule eine LGBTIQ-AG gründen, es im Jugendzentrum Angebote für queere Menschen gibt oder eine Gruppe sich zum regelmäßigen FLINTA-Stammtisch im örtlichen Gasthaus trifft, dann verändert das auch

die lokalen Räume und Gemeinschaften. Die Sichtbarkeit von Menschen mit unterschiedlichsten Identitäten und Lebensentwürfen schafft Bewusstsein für die Vielfalt von Lebensrealitäten, setzt Bewusstseins- und Akzeptanzprozesse in Gang und normalisiert sie. Räume können so sicherer werden.

Das transformative Potenzial des Miteinanderseins

Miteinandersein wirkt auf Gemeinschaften gleichermaßen stabilisierend als auch transformativ. Indem praktiziertes Miteinandersein Kommunikation und zwischenmenschliche Beziehungen fördert, trägt es zur individuellen Resilienz sowie der Stabilisierung von lokalen und digitalen Gemeinschaften bei. Andererseits transformieren Praktiken des Miteinanderseins die Sozialität unmittelbar. Gerade in der Verbindung von digitalen und analogen Räumen, die automatisch besteht, wenn Menschen in beiden Sphären unterwegs sind, liegt das Potenzial für fruchtbare wechselseitige Impulse. Die translokale Konnektivität, die mittels digitaler Medien entsteht, bringt neue Perspektiven und bisher kaum behandelt Themen in lokale Gemeinschaften. Erfahrungen aus der analogen Lebenswelt werden ebenso in digitalen Gemeinschaften verhandelt, in denen Perspektiven aus unterschiedlichsten Lebenskontexten geteilt und diskursiv zusammengeführt werden können. Wenn diese Aushandlungen im Sinne des Miteinanderseins in gegenseitigem Respekt, Wertschätzung und Anerkennung der Validität von individuellen Erfahrungen geschieht, können individuelle und kollektive Entwicklungsprozesse stattfinden. Gemeinschaften, die Praktiken des Miteinanderseins erproben, sind Kontexte in denen wichtige Erfahrungen gemacht werden können und neue Verhaltensweisen eingeübt werden. Hier können Fehler gemacht werden, korrigiert und gemeinsam Anpassungen vorgenommen werden. »Gemeinschaften können nicht nur heute ein befriedigendes Leben ermöglichen, sondern darüber hinaus auch hilfreich sein, um solidarisches Verhalten zu üben.« (Winker 2015: 177)

Sich als Teil einer Gemeinschaft zu fühlen, die füreinander Sorge trägt, kann auf individueller Ebene zu einer emotionalen Bindung zu Wohnort und Region beitragen. Zudem werden (regionale) Transformationsprozesse durch das Miteinandersein insofern unterstützt, als dass es eine zwischenmenschliche Basis für andere transformative Praktiken schafft. Wir leben in lokalen Zufallsgemeinschaften und besitzen nur bedingt Einfluss darauf, wer mit uns die Nachbarschaft teilt oder Mitglied in derselben Organisation ist. Dies kann eine Herausforderung sein, gerade wenn es um die Gestaltung

- von Veränderungsprozessen geht. In selbst-gestalteten, endogenen Transformationsprozessen, die in ihrem Charakter kollektiv und demokratisch sein müssen, sind wir genau auf diese Nachbar*innen als Verbündete angewiesen. So kann gelebtes Miteinandersein eine wichtige Grundlage für weitere
- 99 transformative Praktiken, beispielsweise das gemeinschaftliche Eigentum
- 59 oder Praktiken des Selbermachens, schaffen.

Wenn Menschen zum Miteinandersein zusammenkommen, entstehen Gespräche über das Leben in der Region. Es werden Beobachtungen, individuelle Erfahrungen, Wünsche und Befürchtungen ausgetauscht. Diese Aushandlungen unterstützen transformative Prozesse, indem eine kollektive Verständigung über wünschenswerte Entwicklungen und Zukunftsbilder stattfindet. Durch die Bildung einer Gruppe, die in der Lage ist, sich auf Augenhöhe zu begegnen und konstruktiv mit divergierenden Meinungen umzugehen, ist eine wesentliche Ressource für kollektive transformative Praktiken geschaffen. Zudem beziehen Gruppen die Miteinandersein leben, plurale Perspektiven mit ein, auch wenn diese z.T. im Raum nicht vertreten sind. Der digitale Anschluss an überregionale und globale Wissensnetzwerke kann dabei eine große Rolle spielen, denn nicht zuletzt werden auch in digitalen Räumen Themen der regionalen Transformationen erörtert. Dort werden beispielsweise Wissen und Erfahrungen geteilt und gerade bei speziellen Themen, wie der Pflanzung von Mikrowäldern, gemeinschaftlichem Besitz oder der Transformation von Verwaltung, sind die überregionalen und teilweise globalen Wissensnetzwerke besonders relevant.

→ 79

Praktiken des Miteinanderseins sind Care Arbeit an der Gesellschaft, Beziehungsarbeit und ein stetiges Lernen. Die unmittelbarste Wirkung des Miteinanderseins ist die Veränderung des gesellschaftlichen Klimas, einer Klimaveränderung. Hierbei wird ›Klima‹ als die Beziehungen der Menschen zu ihren materiellen Lebensbedingungen (Latour 2018: 9) sowie untereinander, verstanden. Dabei wäre es nur folgerichtig, Praktiken des Miteinanderseins auf nicht-menschliche Akteure auszuweiten. Auch die Konvivialisten schließen die Mensch-Natur-Beziehungen explizit mit ein. Menschen können schließlich auch mit ihren (Haus-)Tieren Miteinandersein, Care-Arbeit für Tiere und Pflanzen leisten, beispielsweise indem sie Wiesen zu bestimmten Zeiten nicht mähen oder nicht betreten. Wenn wir unser Handeln daran orientieren, möglichst viele menschliche wie nicht-menschliche Akteure in unser Miteinandersein einzubeziehen, sind wir auf dem Weg, unsere vielfältigen Umweltbeziehungen ganzheitlich zu transformieren.

Literatur

- Adloff, Frank/Heins, Volker (2015): Einleitung. Was könnte Konvivialismus sein?
In: Adloff, Frank/Heins, Volker (Hg.): Konvivialismus. Eine Debatte, Bielefeld,
S. 9-20.
- Adloff, Frank/Leggewie, Claus (2014): Das Konvivialistische Manifest. Für eine neue
Kunst des Zusammenlebens, Bielefeld.
- Chatzidakis, Andreas/Hakim, Jamie/Littler, Jo/Rottenberg, Catherine/Segal, Lynne
(The Care Collective) (2020): The Care Manifesto: The Politics of Interdepen-
dence, London.
- Hitzer, Ronald/Pfadenhauer, Michaela (2010): Posttraditionale Vergemeinschaftung:
Eine »Antwort« auf die allgemeine gesellschaftliche Verunsicherung. In:
Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesell-
schaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deut-
schen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008, Berlin, S. 371-382.
- Latour, Bruno (2018): Das terrestrische Manifest, Berlin.
- Redepenning, Marc (2019): Stadt und Land. In: Nell, Werner/Weiland, Marc (Hg.):
Dorf. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin, S. 315-325.
- Schiemann, Sara/Rühmling, Melanie/Klärner, Andreas (2022): Die »Dorfgemein-
schaft« – (In)begriff sozialer Nähe und gesellschaftlichen Zusammenhalts?
In: Ländlicher Raum 2, S. 25-29.
- Tönnies, Ferdinand (2012 [1887]): Studien zu Gemeinschaft und Gesellschaft,
Wiesbaden.
- Winkler, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft,
Bielefeld.

